

REZENSIONEN

Hana Havelková, Libora Oates-Indruchová (Hg.)

The Politics of Gender Culture under State Socialism – An Expropriated Voice

JOHANNES GRILL

Der interdisziplinär konzipierte Sammelband von *Hana Havelková* und *Libora Oates-Indruchová* analysiert die Rolle des sozialistischen tschechoslowakischen Staates bei der Wahrnehmung und Formung von Gender-Praktiken und deren Re/Produktion durch zivilgesellschaftliche Akteur_innen von 1948 bis 1989. Ziel ist, die verbreitete Auffassung, das sozialistische Regime hätte den Frauen die Emanzipation aufgedrängt, als Mythos zu entlarven und nachzuzeichnen, wie feministisches Wissen zu Gunsten ideologischer Zwecke enteignet wurde. Ebenso will der Band die Implikationen dieser ‚vergessenen‘ Tradition für die aktuelle und zukünftige Forschung diskutieren.

Die zehn Beiträge aus geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen sind den Unterkapiteln „Gender as a social category“ und „Gender as a symbolic category“ zugeteilt. Der erste Teil befasst sich unter anderem mit der Aneignung feministischer Stimmen durch den sozialistischen Staatsapparat und der Übersetzung in dessen Ideologie und Begrifflichkeiten. Dabei werden die Dis/Kontinuitäten in den jeweiligen historischen Phasen aufgezeigt: Wie die Rechtswissenschaftlerin *Barbara Havelková* darstellt, folgte auf die von 1948 bis 1962 datierte stalinistische Phase der staatlichen Top-Down-Emanzipation eine Phase des Überdenkens und Veränderns von Geschlechterrollen („a reflection on gender roles“, 18) – datiert von 1963 bis 1968 –, welche jedoch in der bisher existierenden Literatur ausgeblendet wurde. Havelková charakterisiert diese Phase durch formal-gesetzliche Fortschritte für Frauen (beispielsweise im Scheidungsrecht) bei gleichzeitiger Vermeidung einer Neudefinition der Rolle der Männer, was eine „Dreifachbelastung“ von Frauen („triple burden“, 37) im Spannungskreis von Vollzeitarbeit, Kindererziehung und Haushaltsführung zur Folge hatte. Die Autorin arbeitet heraus, dass Frauen nach der konsequenten ökonomischen Gleichstellung in den 1950er-Jahren, in denen ihre Arbeitskraft zum Wiederaufbau substantiell benötigt worden war, mittels des Diskurses eines drohenden Bevölkerungsschwunds aus dem Arbeitsmarkt gedrängt wurden. Durch den übermäßigen staatlichen ‚Schutz‘ von Frauen kamen traditionelle Geschlechterrollen wieder zum Tragen, zugleich wurden progressive Abtreibungs- und Arbeitsrechte zurückgenommen. Die Phase des Überdenkens und Veränderns

von Geschlechterrollen mündete letztendlich durch die Veränderungen des Prager Frühlings und Warschauer Pakts in die bereits gut erforschte Normalisierungsphase oder „era of the family“ (44) von 1969 bis 1989, die einen Rückfall in biologistische Rollenzuschreibungen bedeutete und zur Betonung der Mutterschaft und der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit führte.

Im Beitrag der Historikerin *Věra Sokolová* wird anhand von Zeitzeug_innenerzählungen aufgezeigt, dass nicht-heterosexuelles Leben in der Zeit vor 1989 trotz gesellschaftlicher und staatlicher Ächtung in vielfältiger Weise existiert hat. Schwule, Trans*-Personen und Lesben konnten das rigide Genderregime, in dem Homosexualität undenkbar gewesen war, teilweise für sich nutzen – beispielsweise in Form von Scheinehen.

Der zweite Teil analysiert, wie zivilgesellschaftliche Akteur_innen die jeweiligen staatlichen Diskurse rezipierten und reproduzierten. Der Widerspruch der staatlichen Politiken zwischen Tradition und Emanzipation spiegelte sich in Filmen, Sportkultur und Literatur wider. Der Historiker und Anthropologe *Petr Roubal* illustriert anhand der Spartakiaden (i.e. sozialistische Sportwettkämpfe), dass der Wandel von emanzipatorischen Geschlechterfigurationen zu traditionellen nicht allein durch staatliche Macht, sondern ebenso von den Teilnehmer_innen und deren naturalistischen Annahmen von ‚weiblicher‘ und ‚männlicher‘ Performance forciert wurde. In den Beiträgen von *Jan Matonoha* zu Literatur und *Petra Hanaková* sowie *Kateřina Kolářová* zu Film wird gezeigt, dass auch Dissident_innen sich in ihren künstlerischen Arbeiten am Mainstream orientierten und gegebenenfalls mit dem Regime um den traditionellen Genderdiskurs konkurrierten. Kolářová zeigt am Beispiel des Filmes *A Tainted Horseplay* (1989) der regimekritischen Regisseurin *Věra Chytilová*, die in der Phase des Überdenkens und Veränderns von Geschlechterrollen in den 1960er-Jahren feministische Filmkomödien produzierte, den Rückgriff auf gender-stereotype Darstellungen. Der in der Spätphase der Normalisierung, der „perestroika period“ (235), entstandene Film stellte auf der Folie des Verfalls des sozialistischen Staates und des körperlichen Verfalls durch die Bedrohung AIDS starre männliche Geschlechterrollen als Bollwerk gegen normative (kapitalistische) Individualität dar, wobei der Körper als Projektionsfläche für sozialistische Reproduktion diente.

Mehrere Autor_innen diskutieren die Rolle und Benennung feministischen Wirkens in der Normalisierungsphase, in der eine systematische wissenschaftliche Beschäftigung mit Gender fehlte. Sie postulieren, dass die feministischen Diskurse denen des Westens glichen und entlarven die generelle Zurückweisung des Feminismus westlicher Prägung durch tschechoslowakische Frauen als Mythos. Die Sozialpsychologin *Kateřina Záborská* räumt zudem mit dem Mythos der Harmonie in den sozialistischen Geschlechterbeziehungen auf und zeigt, dass Frauen in alltäglichen zwischenmenschlichen Beziehungen ähnlichen Problemen der Marginalisierung, des Sexismus und sexueller Gewalt wie westliche Frauen ausgesetzt waren. Jedoch fand durch das Fehlen eines lebendigen feministischen Diskurses die aktive Auseinandersetzung mit dieser alltäglichen Unterdrückung nicht statt.

Die Stärke des Sammelbandes besteht in seiner interdisziplinären Ausrichtung, die es möglich macht, Themen auf verschiedenen Analyseebenen und in unterschiedlicher Intensität zu betrachten. Die historisch-juristische Perspektive wird zum Beispiel durch narrative Zeitdokumente vertiefend ergänzt, indem in Beiträgen Zeitzeug_innen (beispielsweise lesbische Frauen) ausführlich zitiert werden. Ebenso schafft die Einordnung der Artikel in zwei Abstraktionsebenen von Gender eine differenziertere Betrachtung, wobei hervorzuheben ist, dass auch in den ersten eher materialistisch-orientierten Kapiteln die Wirkung des Genderregimes auf Einzelpersonen untersucht wird. Durch kurze Zusammenfassungen am Ende der Artikel und gegenseitige Bezugnahme der Autor_innen aufeinander gelingt der Einstieg auch Leser_innen mit wenigen Vorkenntnissen. Bedauerlich ist, dass aufgrund des oft lückenhaften Forschungsstandes kein abschließendes Fazit gezogen wird. Darüber hinaus kommt auch die historische Kontextualisierung mit anderen sozialistischen Staaten Osteuropas zu kurz. Die Intention der Herausgeber_innen, auf Synergieeffekte innerhalb des Bandes zu setzen, geht jedoch umso mehr auf und macht diesen zu einem lesenswerten, vielfältigen und ambitionierten Werk.

Hana Havelková, Libora Oates-Indruchová (Hg.), 2014: *The Politics of Gender Culture under State Socialism – An expropriated voice*. Abingdon, New York: Routledge, 264 S., ISBN 978-0-415-72083-0.

Francesca Stella

Lesbian Lives in Soviet and Post-Soviet Russia: Post/Socialism and Gendered Sexualities

KATHARINA WIEDLACK

Francesca Stellas ethnographische Studie zur Lebensrealität und Selbstverortung nicht-heterosexueller Frauen in Russland ist die erste umfassende Studie, die sich ausschließlich mit weiblicher Homosexualität im sowjetischen und postsowjetischen Russland beschäftigt. Während die bisherige Literatur zur Sowjetzeit primär Systeme – Straflager, Kliniken – und Biomacht (Foucault) analysiert, nimmt Stella erstmals den Alltag von Lesben in den Blick. Mittels biographischer Methoden zeigt sie, wie Frauen ihre Sexualität und Identität durch familiäre Strukturen, auf der Straße, Zuhause und am Arbeitsplatz aushandeln und wie individuelle Leben mit historischen Ereignissen zusammenhängen, wobei sie Kontinuitäten ebenso ernst nimmt wie Veränderung. Indem sie Kontinuitäten von Normen aus der

Sowjetzeit bis heute nachweist, dekonstruiert sie die dominante Sicht auf die Perestroika als allumfassenden gesellschaftspolitischen (Werte-)Umbruch. Sie zeigt, wie Vorstellungen aus der Sowjetzeit von männlicher Homosexualität als kriminell und von weiblicher Homosexualität als pathologisch im kulturellen Gedächtnis verankert sind und die Grundlage für eine neue Welle an Homophobie und staatlicher Repression bilden.

Bemerkenswert ist, dass Stella sowohl bei der Auswahl ihres theoretischen und methodologischen Rahmens als auch in ihrer Analyse westliche Hegemonien der Wissensproduktion reflektiert. Sie setzt sich intensiv mit der wenigen wichtigen russischsprachigen und anglo-amerikanischen lesbischen Forschung auseinander und hinterfragt bislang gültige Lehrmeinungen zum sogenannten Russland-Exzeptionalismus anhand ihrer empirisch erhobenen Daten. Sie argumentiert, dass viele Unterschiede zwischen westlichen und russischen Identitäten, Praxen der Selbstbezeichnung und Solidarisierung in früherer Forschung besonders stark hervortreten, da der analytische Fokus auf öffentliche Formen von Sichtbarkeit – beispielsweise auf den Akt des Coming Outs oder öffentliche Raumnahme durch Gay Pride – gelegt wurde, die eng an den anglo-amerikanischen Kontext gebunden sind. Dies übersieht jedoch, dass aus sozio-politischen Gründen in Russland Sichtbarkeit nur sehr eingeschränkt einen positiven Stellenwert zur Bildung lesbischer Identität, Gemeinschaft und Emanzipation hat(te). Vielmehr ermöglicht(en) oftmals Diskretion oder Unsichtbarkeit das Leben lesbischer Sexualität und Beziehung sowie im städtischen Raum auch die Aneignung von öffentlichem Raum und die Bildung einer Community.

Stellas Beitrag zur De-Zentralisierung derzeit dominanter westlicher Narrative und Theorien reiht sich ein in die Kritik am Ethnozentrismus queerer Forschung, an der problematischen Anwendung queerer Theorien auf den globalen Süden oder Osteuropa und der Orientalisierung und Exotisierung. Stella schreibt explizit gegen essentialistische Konzepte russischer Sexualität und ‚Othering‘ an, indem sie Differenzen entlang von Generationen und inter-regionalen Variationen darstellt. Darüber hinaus dekonstruiert sie Vorstellungen des Westens als Schauplatz freier, emanzipierter schwul/lesbischer Identitäten. Ebenso argumentiert sie für eine Blickverschiebung von Sexualität hin zur Kategorie gender, um den Lebenswelten ihrer Interviewpartnerinnen gerecht zu werden. Vorstellungen von Geschlecht strukturieren den Alltag nicht-heterosexueller Frauen in Russland ungleich stärker als ihre Sexualität. Gesellschaftliche Diskriminierung erfahren die meisten Frauen primär über die klar definierten Geschlechterrollen, etwa durch die Anforderung, Mutter werden zu müssen – gemäß des sogenannten „working-mother contracts“ (19) aus der Sowjetzeit, der bis heute Geschlechtervorstellungen stark beeinflusst. Schließlich macht Stella deutlich, dass auch das Verständnis der privaten Sphäre als ‚sicher‘ im Gegensatz zur prekären Sphäre der Öffentlichkeit für den russischen Kontext überdacht werden muss: Denn entgegen der weitverbreiteten Annahme, dass Repression zur Sowjetzeit besonders von offizieller staatlicher und medizinischer Seite ausging, berichten Stellas Interviewpartnerinnen von informellen Kontrollorganen

und sozialer Repression, etwa durch Arbeitskolleginnen, Komsomolsk-Leiterinnen oder der eigenen Familie, die bis heute anhält.

Die Stärke der Arbeit liegt in der detaillierten ethnographischen Analyse, die Stella mit öffentlichen und staatlichen Diskursen verbindet. So gibt die Arbeit nicht nur die Lebensrealitäten nicht-heterosexueller Frauen wieder, sondern stellt auch einen guten Überblick über die öffentlichen und Staatsdiskurse zu (Homo-)Sexualität und sexueller Moral von der Sowjetzeit bis heute bereit. Auf dieser Basis liefert die Studie einen wichtigen Beitrag, um die derzeit gängigen Ansichten und gesetzlichen Rahmenbedingungen zum Thema Homosexualität zu begreifen.

Francesca Stella, 2015: *Lesbian Lives in Soviet and Post-Soviet Russia: Post/Socialism and Gendered Sexualities*. New York: Palgrave Macmillan. 208 S., ISBN 978-1-137-32123-7.

Karin Hostettler, Sophie Vögele (Hg.)

Diesseits der imperialen Geschlechterordnung: (Post-) koloniale Reflexionen über den Westen

ERIC LLAVERIA CASELLES

Der Sammelband ist eine Intervention in die weiß-europäischen Gender Studies mit dem Ziel, postkoloniale Theorie als einen zentralen Bestandteil zu etablieren. Der Fokus liegt auf dem ‚Diesseits‘, das die Effekte kolonialer und imperialistischer Unternehmungen im europäischen Raum als konstituierend für die europäische Moderne hervorhebt und untersucht.

Das erste Teil „Koloniale Praktiken und Europa“ zeigt das Fortbestehen von kolonialen Mustern in gesellschaftlichen Bereichen und Diskursen in Europa und bricht dabei mit der Vorstellung von Europa als reinem Kolonialisierungssubjekt. *Patricia Baquero Torres* und *Frauke Meyer* setzen sich mit rassistischen Zuschreibungen in der Beurteilung beruflicher (Nicht-)Eignung von Schwarzen Frauen und Frauen of Color im Pflegebereich durch weiße deutsche Einstellende sowie dem Umgang damit auseinander. Mittels qualitativer Interviews identifizieren sie eine Kontinuität zwischen heutigen Diskursen und Praxen der Arbeitsteilung und jenen aus Deutsch-Südwestafrika. Darin werden beispielsweise die von den Einstellenden als of Color geanderte Frauen als besonders geeignet für die Pflege von weißen Menschen konstruiert, während als Schwarze Frauen geanderte hierfür als ungeeignet gelten. Anhand programmatischer Texte zeigt *Franziska Schutzbach* Parallelen zwischen heutigen Fertilitätsdiskursen in Institutionen wie der WHO und koloni-

alen und imperialistischen Bevölkerungspolitiken auf. Fragen von Sexualität und Fortpflanzung werden aktuell in einem Gesundheits-Paradigma diskutiert, in dem rassistische demographische Politiken ebenso wie die Biologisierung von Frau-Sein als Fortpflanzungsagentin fortgeschrieben werden. *Kristiane Gerhardt* macht auf die Ausblendung der innereuropäischen jüdischen Geschichte in der Thematisierung von kolonialen und imperialistischen Prozessen aufmerksam. Sie rekonstruiert die Auflösung der hegemonial anerkannten Form jüdischer Männlichkeit in der Figur des Gelehrten im 19. Jahrhundert und deutet sie als Effekt einer inneren Kolonialisierung, die sich in der zunehmenden Kontrolle und Verdrängung jüdischer Bildungs- und Rechtsstrukturen in Europa zeigt. *Martina Tissberger* unternimmt eine Historisierung und Dekonstruktion von Freuds psychoanalytischer Theorie der Subjektkonstitution, die danach fragt, wie Sexismus und Rassismus in diesem Modell eingeschrieben sind. Die Topik Freuds wird als sedimentierte Geschichte interpretiert, in der primitivistische Konstruktionen von Weiblichkeit und rassisierten ‚Anderen‘ in das ‚Es‘ als niedere Stufe des Unbewussten integriert werden.

Der zweite Teil „(Post-)koloniale künstlerische Produktion“ macht in zwei Beiträgen auf die Wichtigkeit einer postkolonial informierten Reflexion über die Positionierung von westlichen Künstler_innen, die in ihren Produktionen mit Elementen anderer Kulturen arbeiten, aufmerksam. Die Künstlerin *Angelika Böck* beschreibt ihr Kunstprojekt „Imagine Me“, mit dem sie in den Jemen reiste und Menschen bat, ihre Identität zu imaginieren, wobei sie sich selbst dabei mit einem Ganzkörperschleier bekleidete. Aus einer postkolonialen, feministischen Perspektive kann dieses Vorgehen jedoch als problematisch gewertet werden, da Böck den Platz einer jemenitischen Frau übernimmt und diese auf den Schleier (als Projektionsfläche) oder auf einen leeren Innenraum (als Kubus) reduziert. Das Projekt basiert auf einer Aneignung und Instrumentalisierung der Leben von jemenitischen Frauen, die der deutschen Künstlerin fremd sind (sie bedarf einer Übersetzerin), für eine westlich-europäische Kunstdebatte. *Ladina Fessler* befasst sich mit Paul Gauguin und der kunsthistorischen Aufarbeitung seines Werks. Die Rezeption dreht sich um die in der Kunstgeschichte als „Primitivismus“ bezeichnete Bewegung und das Konzept des Going Native als Abwendung von der europäischen Gesellschaft. Fessler betont die Selbstreflexion des Künstlers in Bezug auf die Verstrickungen in koloniale Gewalt. Sie stützt sich dabei auf die Texte des Kunstkritikers Victor Segalen und seine Vorstellung von Kunst als einem Ort der kritischen Begegnung mit dem exotisierten Anderen, in Gauguins Fall die indigenen Frauen auf Tahiti.

Der dritte Teil „Kritik und Überwindung“ arbeitet die imperialistischen und eurozentristischen Elemente der feministischen Bewegung und der Kant'schen Kritik heraus. *Karin Hostettler* interpretiert die Aufklärungszeit als Verflechtung von Vergeschlechtlichungs-, Rassifizierungs- und Etablierungsprozessen von Eurozentrismen. Methodologisch betont sie die Performativität des philosophischen Diskurses als Ort der aktiven Produktion der bürgerlichen Ordnung. *Gabriele Dietze* untersucht den westlich-weiß-feministischen Orientalismus als eine historisch wandel-

bare Formation, die sie in dem deutschen Radikalfeminismus der 1920er-Jahre bis hin zu aktuellen Politiken wie der *Femen* oder *Slutwalks* identifiziert. *Franziska Dübgen*s Beitrag schließt an Hostettler an und zeigt an Gayatri Chakravorty Spivaks Schriften einen möglichen feministischen, postkolonialen Umgang mit den emanzipatorischen und repressiven Elementen der Aufklärungsphilosophie. Dieser entzieht sich einer einfachen Umkehrung oder Ablehnung und zielt auf eine kritische Aneignung jener Elemente der Philosophie der Aufklärung, die politisches Potential innehaben. Dübgen stellt die praktisch-politische Frage, wie grenzüberschreitende Kämpfe heute überhaupt noch möglich sind. Als Voraussetzung fordert sie die Verabschiedung des westlich-eurozentristischen Solidaritätsbegriffs und schlägt das Konzept der reflexiven Solidarität als Alternative vor.

Das Buch ist für Studierende, Lehrende und Forschende unterschiedlicher Disziplinen als Ermutigung zur Neuperspektivierung von Forschungsfragen zu empfehlen. Die thematische Vielfalt zeigt auf, dass die Relevanz des Zusammenbringens von postkolonialer und kritischer Geschlechtertheorie nicht auf bestimmte Gegenstände beschränkt ist, sondern ein Anliegen jeder Wissensproduktion sein sollte. Als Leerstelle bleibt jedoch, dass die Auseinandersetzungen nicht ebenso auf postkoloniale Verstrickungen der naturwissenschaftlichen Wissensproduktion ausgeweitet wurden.

Karin Hostettler, Sophie Vögele (Hg.), 2014: Diesseits der imperialen Geschlechterordnung: (Post-)koloniale Reflexionen über den Westen. Bielefeld: transcript, 326 S., ISBN 978-3-8376-2343-7.

Nikita Dhawan (Hg.)

Decolonizing Enlightenment. Transnational Justice, Human Rights and Democracy in a Postcolonial World.

HANNA HACKER

Wie eng sind Konzepte der Gerechtigkeit und der Menschenrechte an die Agency und die Subjektformation weißer, bürgerliche Männer geknüpft? Was genau hat Aufklärung mit Imperialismusgeschichte und kolonialisierendem Denken zu tun? Inwieweit ist ‚Aufklärung‘ überhaupt ‚europäisch‘? Diese post-/dekolonial und (teilweise) feministisch motivierten Fragen bilden den Hintergrund des von *Nikita Dhawan* herausgegebenen Bandes. Er versammelt 15 Beiträge sozialwissenschaftlich orientierter Autor_innen in sehr breiter internationaler Streuung.

Dhawan steht namhaft für intensive Würdigungen Gayatri Chakravorty Spivaks. Entsprechend der Unverzichtbarkeit Spivak'scher Ansätze für jede Kolonialismus-

kritik beziehen sich die Beiträge in diesem Band fast durchgängig auf ihre Konzepte: auf „enabling violation“ und „righting wrongs“, auf „learning to learn from below“, „affirmative sabotage“ und den gesamten Begriffsbereich der „Subalternität“. Neben dieser zentralen Referenz arbeiten die Texte – im Sinne ihrer Ausrichtung an politischer Philosophie – mit Kant- und Hegelkritik, mit Ansätzen von Agamben, Rancière, Derrida und, in etwas geringerem Maße, mit feministischen Theoretikerinnen wie Narayan oder Benhabib. Gruppiert sind sie entlang von vier thematischen Schwerpunkten: „Entangled Legacies“, „Transnational Justice“, „Human Rights“ und „Democracy“.

Dhawan eröffnet mit einem sehr ausführlichen Beitrag unter dem Titel „Affirmative Sabotage of the Master’s Tools“. Sie stellt die theoretische ‚Gegner_innenschaft‘ zu den Implikationen der Idee ‚Aufklärung‘ – Frankfurter Schule, Foucault, postmoderne und postkoloniale Ansätze – einigen rezenten Autor_innen gegenüber, die sich mit anti-imperialistischen Momenten im Denken der Aufklärung befassen. Während erstere unter anderem die imperialistische Dimension von Universalisierung, Rationalisierung und Wissenschaftsgläubigkeit sowie die Vorbereitung von Gewalt in den Kolonien betonen, meinen Autor_innen wie Israel in seinem *Radical Enlightenment*, Muthu in *Enlightenment against Empire* oder Pitts in *A Turn to Empire*, diese Zuschreibungen seien verkürzend und ein Stück weit unrichtig. Den Schriften von Diderot, Kant, Herder oder Mill wohne durchaus eine Vorstellung kosmopolitischer Gerechtigkeit inne oder doch die liberale Idee der Toleranz. In ihrer Abwägung dieser Ansätze betont Dhawan die Wichtigkeit, Aufklärung als historische Epoche zu verstehen und sie nicht zu homogenisieren, bezieht aber doch deutlich Stellung im Sinne der postkolonialen Kritik. Abschließend definiert sie mit Spivak Postkolonialität als „Kind einer Vergewaltigung“: „Wir“ könnten die Ideale der Aufklärung nicht nicht wollen, auch wenn sie in ihrem Ursprung weiß, westlich, bürgerlich und kolonialistisch waren.

Karin Hostettler zeigt, wie Foucault in seiner Interpretation von Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* dessen Eurozentrismus und Rassismus ausblendet. Mit dem Einfluss von G.W.F Hegels Phänomenologie des Geistes auf die französische afro-karibische Tradition, insbesondere auf Césaire, Fanon und Glissant, befasst sich *Jamila Mascot*. Sie arbeitet mit dem Begriff des „postcolonial cannibalism“ und bescheinigt den karibischen Autoren mit Bezug auf Spivak „deconstructive complicity“. *María do Mar Castro Varela* schreibt über die Arendt’sche „Banalität des Bösen“, über das Böse in Texten zur Shoah und über Bildung nach Auschwitz.

In zwei Beiträgen des Themenschwerpunktes „Transnational Justice“ geht es explizit um Frauen und Feminismus. *Ulrike Hamann* analysiert (leider ein wenig kurz) den Auftritt von Mary Church Terrell, der einzigen Woman of Color beim Internationalen Frauenkongress in Berlin 1904. Terrell, konfrontiert mit den exotisierenden, rassialisierenden weißen Frauen, habe den Begriff des Fortschritts gegen die Erwartungen ihres Publikums gewandt. *Sourav Kargupta* schlägt einen Bogen von Kants *Kritik der Urteilskraft* und seinem Begriff des Erhabenen zu Spivaks Gegen-Lek-

türe, die vor allem der Figur des „native informant“ an den Rändern von Kants Text nachspürt. Kargupta legt dar, dass die postkoloniale Theorie zwar die Figur des Subalternen in ihr Recht gesetzt, die Figur der subalternen Frau aber verdrängt habe und eben deshalb erst noch feministisch werden müsse.

Zum Rahmenthema „Human Rights“ präsentiert zunächst *Julia Suárez-Krabbe* Ansätze der (lateinamerikanisch geprägten) dekolonialen Theorie. Sie legt dabei einen Schwerpunkt auf das erobernde Ich, auf die Subjektkonstitution des „I conquer“ als treibendes Moment in den Eroberungen bzw. Kolonialisierungen Lateinamerikas ab dem späten 15. Jahrhundert. Männliche, weiße, europäische Subjektwerdung sei bereits in dieser Phase der Moderne zu verorten und verbinde sich historisch eng mit Definitionen des „human“ und „non human“. In den weiteren Beiträgen dieses Abschnitts geht es um nachkoloniale Landrechte (*Judith Schacherreiter*), um gegenwärtige Menschenrechtsdebatten in Europa, um den Status undokumentierter Migration (*Chenchen Zhang* und *Anna Millan*), und um Kulturrelativismus (*Frederick Cowell*).

Den letzten Abschnitt „Democracy“ eröffnet *Lyn Ossome* mit einem Aufsatz zu Verhältnissen zwischen Demokratisierung und Menschenrechtspolitik in postkolonialen Demokratien. Ein liberaler Menschenrechtsbegriff trage zu Menschenrechtsverletzungen und zum faktischen Ausschluss „unerwünschter“ Subjekte bei, wenn Verteilungsgerechtigkeit nicht zur Debatte steht. So orchestrierte in Uganda der öffentliche Streit über Homosexualitäten faktische ökonomische Probleme, und in Südafrika binde die aktuelle Orientierung der Bürger_innen an einem Recht auf Konsum diese direkt an den Neoliberalismus. Weitere Beiträge setzen sich hier unter anderem mit der performativen Mächtigkeit auseinander, die im Zustand der Staatenlosigkeit liegen könne (*Navnet Kumar*), sowie mit partikularen Rechten und Partizipationsmöglichkeiten in der Perspektive einer Spivak'schen „ethical singularity“ (*Aylin Zafer/Anna Millan*).

Nach Lektüre ist der_die Leser_in möglicherweise ein wenig erschöpft ob der Dichte und der theoretischen und disziplinären Geschlossenheit der Texte in ihrer Gesamtheit. Die strikt auf politische Philosophie bezogenen Zugänge bringen mit sich, dass der Band so gut wie keine Auseinandersetzung mit kulturellen Produktionen, mit *fiction*, Filmen und/oder Medienpolitiken bietet. Geschichtswissenschaftliche Schwerpunktsetzungen hätten *Decolonizing Enlightenment* noch zu schärfen vermocht, und es ‚fehlen‘ auch einige analytische Ansätze. So bezieht sich kein Beitrag auf die doch sehr bedeutenden Arbeiten des postkolonialen Theoretikers Achille Mbembe; auch feministische, ‚afrikanisch‘ verortete Kritik wird nicht herangezogen. Hie und da wünscht sich eine_r vielleicht ein Mehr an genderkritischer, auch queerer Perspektive, als die meisten Beiträge bieten. Insgesamt aber findet, wer sich im Rahmen Spivak'scher Konzeptionen mit aktuellen politikwissenschaftlichen Arbeiten zum Feld der Kritik an Aufklärung und Demokratie befassen möchte, einen absolut lesenswerten, theoretisch und begriffsanalytisch reichen Band vor.

Nikita Dhawan (Hg.), 2014: *Decolonizing Enlightenment. Transnational Justice, Human Rights and Democracy in a Postcolonial World*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich. 335 S., ISBN 978-3-8474-0056-1.

Tina Jung, Anja Lieb, Marie Reusch, Alexandra Scheele, Stefan Schoppengerd (Hg.)

In Arbeit: Emanzipation. Feministischer Eigensinn in Wissenschaft und Politik

JULIA DÜCK

Eine feministische Auseinandersetzung mit dem Thema Arbeit ist spätestens seit der Hausarbeitsdebatte der Zweiten Frauenbewegung nicht neu. Und doch zeigt der Sammelband von *Tina Jung, Anja Lieb, Marie Reusch, Alexandra Scheele* und *Stefan Schoppengerd* einmal mehr die vielfältigen Leerstellen im politikwissenschaftlichen *mainstream* auf, die es aus feministischer Perspektive aufzufüllen gilt. Als Festschrift für Ingrid Kurz-Scherf schließt er dabei an ihre Perspektive an, wonach „ohne eine grundlegende Reorganisation der Arbeit (...) keine Aussicht auf ein neues gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis“ (13) besteht. Ausgehend von der Grundthese, „dass (feministische) Gesellschaftskritik zentral auf die gesellschaftliche Organisation, Bewertung und Verteilung von Arbeit und deren Wandel gerichtet sein muss“ (8), fragt der Band nach Herrschaftslogiken im Bereich der Arbeit sowie darin verborgenen Ansätzen von Emanzipation. Letztlich geht es also darum, feministische *Analyse* in Bezug auf Arbeit – ihre gesellschaftliche Organisation sowie ihre Begriffsbestimmung und Konzeption – voranzutreiben sowie daraus – trotz der Herrschaftsförmigkeit von Arbeit – Anknüpfungen für feministische *Politik* in Bezug auf Emanzipationsbestrebungen zu entwickeln.

Die 16 Beiträge sind in drei Teile untergliedert: Thematisch werden im ersten Teil das Kritikpotential feministischer Theorie und Praxis vor dem Hintergrund neoliberaler Vereinnahmung, Institutionalisierung und Akademisierung ausgelotet sowie inhaltliche und praktische Perspektiven eines diese Fallstricke umgehenden feministischen Projekts gesucht: *Hildegard Maria Nickel* sieht in der (erneuten) Beschäftigung mit der sozial-strukturellen Konstitution von Ungleichheitsverhältnissen, der sozialen Relevanz von Arbeitsteilung und der Frage der Konzeption von Arbeit eine Re-Politisierung der Geschlechterforschung. Sie plädiert für einen Blick auf Arbeit und Geschlecht, der zugleich am praktischen Eigensinn der Subjekte orientiert sein muss. Die Kritikperspektive von *Tina Jung* fokussiert geschlechtlich konnotierte Dichotomien – d.h. den Zusammenhang zwischen Herrschaft, instrumenteller Vernunft, männlich-bürgerlichen Subjektbildungsprozessen, Triebunterdrückung, Identitätslogik und der (gewaltförmigen) Abspaltung und Nivellierung des ‚Anderen‘ – als für bürgerlich-westliche Gesellschaften konstitutiv. Sie verweist damit auf die notwendige Überwindung des gegenwärtigen patriarchal-hegemonialen Geschlechterdiskurses und seiner vergeschlechtlichten Subjektivierungsweisen. *Frigga Haug* richtet ihren Blick auf das Ineinander-verflochten-Sein verschiedener Herrschaftsverhältnisse zu einem Herrschaftsknoten, der in seinem Wirkungszu-

sammenhang die kapitalistische Gesellschaft am Laufen hält: Verflochten sind das profitgetriebene Agieren des Kapitals, die Wiederherstellung des Lebens der Menschen und der sie umgebenden Natur, die Vernachlässigung der Selbstsorge und das Politische. Da Geschlechterverhältnisse in all diese gesellschaftlichen Bereiche eingeschrieben sind, muss feministische Kritik überall zugleich ansetzen.

Der zweite Teil beginnt mit zwei theoretisch-konzeptionellen Analysen zum Zusammenhang von Arbeit, Geschlecht und Demokratie und beleuchtet diesen in fünf empirischen Beiträgen näher: Nach *Birgit Sauer* muss ein gegenhegemoniales geschlechtersensibles Demokratieprojekt heute vor allem einen Gegenentwurf zu Ent-Demokratisierung und Ent-Politisierung bilden und die vereinzelnden Wirkungen neuer herrschaftlicher Steuerungstechniken ebenso wie sogenannte „Workfare“-Strategien zurückweisen. Dieses gegenhegemoniale Projekt verlangt auch die Umverteilung von Arbeit und eine Anerkennung differenter Arbeitsformen und -bedürfnisse wie die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung, affektive und emotionale Arbeit, Sorgetätigkeiten oder Selbstsorge. Das im Marburger Projektzusammenhang GendA entwickelte Konzept „soziabler Arbeit“, das den Zusammenhang von Arbeit und Leben ins Zentrum stellt, wird von *Julia Lepperhoff* und *Alexandra Scheele* aufgegriffen. Damit wollen sie die Vielfalt von Lebensentwürfen in ihrer geschlechtsspezifischen Vermittlung in den Blick nehmen und eine Verknüpfung zwischen dem Anspruch auf Teilhabe an (guter) Erwerbsarbeit und dem Recht auf ein gutes Leben jenseits der Erwerbsarbeit herstellen.

Der dritte Teil fragt nach Möglichkeitsbedingungen von Emanzipation und den entsprechenden politischen Praxen. Neben einer Würdigung des von Ingrid Kurz-Scherf entworfenen phantastischen Tarifvertrag und einer Diskussion seiner gegenwärtigen Bedeutung für Emanzipationsbestrebungen in gewandelten Arbeitsverhältnissen in dem Beitrag von *Margareta Steinrück* rekonzeptualisiert *Stefan Schoppengerd* aus einer feministischen Perspektive das Konzept Klasse, sodass sowohl Fragen der Arbeit wie Fragen der Reproduktion bzw. des „guten Lebens“ zum Ausgangspunkt emanzipativer Bestrebungen werden können.

Mit dem Fokus auf Arbeit und Emanzipation stellt der Band wichtige Impulse für einen gesellschaftskritischen Feminismus bereit: Er verdeutlicht, dass Arbeit und ihre politische Gestaltung zentrale Themen feministischer Wissenschaft und Anknüpfungspunkte für Emanzipation sind. Darüber hinaus soll das ‚Ganze‘ der Konstruktion und Konstitution von Arbeit ins Zentrum gerückt werden, d.h. Arbeit soll mit dem ‚Rest des Lebens‘ aber auch im gesamtgesellschaftlichen Kontext in den Blick genommen werden. Jedoch gelingt das nur zum Teil: Einerseits wäre dafür ein Beitrag wünschenswert gewesen, der die Zentralität von Arbeit in der feministischen Gesellschaftskritik in Abwägung anderer Ansatzpunkte (wie z.B. Sexualität oder Subjektivierungsweisen) diskutiert hätte; andererseits gerät trotz des versprochenen Blicks auf das *Ganze* der ‚Rest des Lebens‘ tendenziell aus dem Blick: Veränderungen in den Familienverhältnissen (samt neuer Reproduktionstechnologien und -weisen) und Haushalten sowie in den unbezahlten Sorgeverhältnissen werden

zwar erwähnt, allerdings nur am Rande. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge zwischen geschlechtlicher Arbeitsteilung, Familie, Sorge, (veränderten) Formen des Zusammenlebens, Sexualität und Begehren werden nicht diskutiert. Der *social* bzw. *material re-turn*, in dessen Zeichen sich der Sammelband verortet, läuft so Gefahr, sich trotz eines geweiteten Blicks auf Arbeit gegenüber Fragen von Subjektivität und (heteronormativer) Sexualität zu verengen. Und dennoch: In seinem Ansatz, das Ganze der Arbeit in den Blick zu nehmen und darin nicht nur Formen der Herrschaft, sondern auch Potentiale für Emanzipation aufzudecken, leistet der Band einen wichtigen, lehrreichen und weiterführenden Ansatz feministischer Gesellschaftskritik.

Tina Jung, Anja Lieb, Marie Reusch, Alexandra Scheele, Stefan Schoppengerd (Hg.), 2014; In Arbeit: Emanzipation. Feministischer Eigensinn in Wissenschaft und Politik. Münster: Westfälisches Dampfboot. 268S., ISBN 987-3-89691-973-1.

Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf, Hildegard Theobald (Hg.)

Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime

ANNETTE VON ALEMANN

„Sorge“ ist ein sperriger Begriff. Wir können für jemanden oder etwas sorgen, was Verantwortungsübernahme impliziert. Der sorgsame Umgang mit Menschen und Dingen bedeutet auch Respekt vor ihnen in ihrer Eigenheit. Wir können uns aber auch Sorgen machen, be-sorgt sein. Das englische Wort „care“ ist neutraler und impliziert nicht nur, sich um etwas oder jemanden zu kümmern, sondern auch, umsichtig zu handeln und Verantwortung zu übernehmen. Er ist anwendbar auf unterschiedliche Arten des Sorgens, der Versorgung und der Pflege. Der Begriff „Care“ nimmt einen zentralen Platz in der neuen soziologischen Diskussion um Grundlagen, Organisation und Zukunft von Sorge und Sorgearbeit ein. Sorge war lange ein Untersuchungsfeld der Geschlechterforschung und wurde mit freiwillig ausgeübter, unbezahlter Tätigkeit von Frauen assoziiert. Der Geschlechterforschung kommt das Verdienst zu, mit dem Begriff „Sorgearbeit“ neue Perspektiven zu eröffnen.

Die Herausgeberinnen nehmen die Perspektivenvielfalt des Care-Begriffs auf, um in ihrem Band den „State of the Art“ der (sozial-)wissenschaftlichen Diskussion zu dokumentieren und dabei „gleichgerichtete und gegenläufige, ineinander gepasste und einander widersprechende Entwicklungen“ (7) aufzuzeigen. Die Analyse der Organisation von Care gilt als wichtiger Ausgangspunkt der Gesellschaftsanalyse. Ziel des Bandes ist, „die Art und Weise, in der grundlegende Belange des Lebens

gegenwärtig gesellschaftlich bearbeitet werden“ (5), zu analysieren und damit eine „Sozialdiagnose zur gegenwärtigen Verfasstheit und Ausgestaltung von Care und Care-Work“ (6) vorzulegen. Die Herausgeberinnen öffnen damit das Feld für 27 theoretische und empirische Beiträge, die in vier Kapitel untergliedert sind.

Das erste Kapitel „Sorge als Grundfrage moderner Gesellschaften“ versammelt als theoretisch-konzeptionelle Grundlage des Bandes Arbeiten aus sozialphilosophischer, feministischer und kapitalismuskritischer Perspektive. Einerseits wird Care als Bürgerrecht und als Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe verstanden (Joan Tronto, Martha C. Nussbaum, Ute Gerhard). Andererseits wird die „Landnahme“ (Klaus Dörre/Martin Ehrlich/Tine Haubner) oder auch In-Dienst-Nahme (Cornelia Klinger) der Sorgearbeit durch den Kapitalismus beklagt (Klinger, Regina Becker-Schmidt, Dörre/Ehrlich/Haubner). Dörre/Ehrlich/Haubner sowie Brigitte Aulenbacher/Maria Dammayr verweisen auf neue Macht- und Ausbeutungsverhältnisse und Überkreuzungen sozialer Ungleichheiten nach Geschlecht, Ethnizität und Klasse. Aulenbacher/Dammayr verstehen die „zugespitzten gesellschaftlichen Widersprüche“ (126) im Care-Bereich gleichzeitig als Krisen und Widersprüche der modernen Gesellschaft, die mit Legitimationsnarrativen zur Verdrängung der Widersprüche einhergehen. Die Autorinnen schlagen „Sorgsamkeit“ (137) als neuen Care-Begriff vor, der Selbst- und Fürsorge beinhalte, und sehen die „Krisen des Sorgens“ (127) als Chance, über neue Formen des Zusammenlebens nachzudenken. Das zweite Kapitel „Sorge und Sorgearbeit in Alltag, Biografie und Gesellschaft“ fragt nicht nur danach, „wie sich die institutionelle und organisationale Verfasstheit des Sorgens und der Sorgearbeit“ (9) im Alltag und in den Biografien niederschlagen, sondern auch, wie die Akteur_innen diese Verhältnisse und Bedingungen „in ihrem alltäglichen und biografischen Handeln mit hervorbringen“ (9). Dabei zeigen sich Zusammenhänge mit den jeweiligen gesellschaftlichen Arbeitsteilungsarrangements in unterschiedlichen Nationalstaaten sowie auf transnationaler und internationaler Ebene. Im Mittelpunkt fast aller Beiträge steht die immer noch starke Feminisierung und geringe gesellschaftliche Wertschätzung von Sorgearbeit; Care kommt vor allem als Sorge für Kinder in den Blick. Die Beiträge zeigen die verschiedenartige Ausgestaltung von Care als Folge unterschiedlicher Leitbilder (Birgit Pfau-Effinger/Thorsten Euler) sowie wohlfahrtsstaatlicher und sozioökonomischer Rahmenbedingungen (Pfau-Effinger/Euler, Monica Budowski/Sebastian Schief) in Europa, in südamerikanischen Ländern (Budowski/Schief) und auf transnationaler Ebene am Beispiel osteuropäischer Care-Migrantinnen (Helma Lutz/ Ewa Palenga-Möllnbeck). Neu ist die Verbindung von Männlichkeit und Care im Kontext von neuer Väterlichkeit im Beitrag von Michael Meuser.

Das dritte Kapitel „Wandel von Governancemustern und die Organisation von Sorgearbeit“ fragt nach den Auswirkungen veränderter Governancemuster auf die professionelle Sorgearbeit. Dabei werden Prozesse der Prekarisierung und Deprofessionalisierung, Technisierung, Rationalisierung und Managementorientierung sowie Vermarktlichung dargestellt. Gleichzeitig zeigen sich neue Ansätze einer Ver-

schiebung von öffentlicher und privater Sphäre (*Birgit Riegraf/Romy Reimer*) sowie neuer Partizipationsmöglichkeiten von Pflegekräften und Pflegebedürftigen (*Diego Compagna/Karen Shire*) sowie von Angehörigen (Riegraf/Reimer).

Im vierten Teil „Sorge, Sorgearbeit und Sorgeregime“ geht es um Care-Politiken und ihre Konsequenzen für die gesellschaftliche Entwicklung. Im Mittelpunkt stehen international vergleichende Beiträge sowie Länderstudien. Dabei zeigen sich länderübergreifende Gemeinsamkeiten, beispielsweise die Refamiliarisierung von Care als Folge rückläufiger staatlicher Leistungen infolge der Wirtschafts- und Finanzkrise (*Sara Picchi/Annamaria Simonazzi*) oder in postsozialistischen Gesellschaften (*August Österle*), die Abwertung von Sorgearbeit angesichts ihrer zunehmenden Technisierung (*Yayoi Saito*) und damit einher gehende Ungleichheitsdynamiken. Die unterschiedlichen nationalen Muster, beispielsweise die zielgruppenspezifische Versorgungsstruktur in Südafrika (*Jeremy Seekings/Elena Moore*) und die Robotisierung in Japan (Saito), weisen aber auch darauf hin, dass Sorgeregimen „nichts Zwangsläufiges inne“ wohnt, die „einmal etablierten, institutionell gefestigten Verhältnisse“ jedoch eine hohe Persistenz besitzen (13).

Die Vielfalt der (Sub)Disziplinen sowie der theoretischen und empirischen Ausrichtungen der Beiträge führen zu differenzierten historischen Analysen, Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsperspektiven. Als übergreifendes Fazit lässt sich festhalten, dass sich Care im Zusammenhang mit der Gleichberechtigung der Geschlechter, der Demokratisierung, Transnationalisierung und Ökonomisierung verändert hat: neben persistenten Geschlechterungleichheiten sind neue Ungleichheiten – auch innerhalb der Genusgruppen – entstanden. Gleichzeitig zeichnen sich Tendenzen der Vermarktlichung von Care ab, die dem Grundgedanken der Fürsorglichkeit entgegenwirken.

Die Beiträge bilden eine gute Grundlage für die Diskussion über die aktuelle Situation und die Zukunft von Care und geben neue Denkanstöße. Insgesamt handelt es sich bei diesem Sonderheft der „Sozialen Welt“ eher um ein Handbuch. Dazu trägt auch die zuweilen recht abstrakte Sprache bei. Gut wäre ein abschließendes Fazit der Herausgeberinnen gewesen mit einigen Schlussfolgerungen über die wichtigsten Erträge des Bandes im Überblick.

Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf, Hildegard Theobald (Hg.), 2014: *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime. Soziale Welt, Sonderband 20*. Baden-Baden: Nomos. 486 S., ISBN: 978-3-8487-1514-5.

Tatjana Thelen

Care/Sorge. Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen

LYDIA-MARIA OUART

Care, Sorge, Fürsorge, Reproduktionsarbeit, soziale Dienstleistungen – hinter jedem dieser Schlagworte stecken andere, manchmal gegensätzliche, analytische Fokussierungen, die derzeit in sozialwissenschaftlichen Studien vielfach behandelt werden. *Tatjana Thelen* stellt Care/Sorge – die sie synonym verwendet – ins Zentrum ihres Buches. Sie definiert Care als „einen Prozess, der als Dimension sozialer Sicherung eine gebende und eine nehmende Seite in solchen Praktiken verbindet, die sich auf die Befriedigung sozial anerkannter Bedürfnisse richten“ (41). Den Fokus auf Praktiken wählt sie bewusst, um die Diskussion über Care von den Beziehungsformen abzulösen, in denen diese stattfindet, und stattdessen das praktische Care-Handeln in den Blick zu nehmen. Findet Sorge nur im Privaten statt? Wie beeinflussen politische und ökonomische Strukturen familiäre Sorgebeziehungen? Können nur Verwandte und Freund_innen oder auch Kolleg_innen und Vorgesetzte Care füreinander übernehmen? Welche Formen von Sorge können durch staatliche oder betriebliche Akteure bereitgestellt werden? Die Antworten auf diese Fragen sind für die zukünftige Organisation von Fürsorge in Deutschland hochrelevant; sie liefern Hinweise darauf, wer Verantwortung für Hilfebedürftige trägt und tragen soll. In dem vorliegenden Buch stellt Thelen deshalb Care-Praktiken vor, in denen sich private und politische Strukturen überschneiden und gegenseitig beeinflussen.

Thelen analysiert Daten aus einer ethnografischen Forschung in einer mittelgroßen Stadt auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Thelen interessiert sich besonders für Care-Praktiken, die nach der deutschen Einheit entstanden sind und die Interdependenz zwischen staatlichen, familiären und betrieblichen Formen von Sorge verdeutlichen. Ihr Datenmaterial – narrative Interviews sowie Aufzeichnungen aus Beobachtungen an verschiedenen Schauplätzen in der Stadt – erhob Thelen in zwei Forschungsphasen über einen Zeitraum von 3,5 Jahren. Dadurch konnte sie Entwicklungen im Alltag und in den Beziehungen ihrer Gesprächspartner_innen längerfristig verfolgen und die Auswirkungen biografischer Übergänge (etwa Renteneintritt, Familienzuwachs) miteinbeziehen. Die Ethnografie schafft eine Balance zwischen detaillierten Einblicken in einzelne Care-Praktiken und Personenportraits einerseits und einem Überblick über historische und politische Entwicklungen in der Region andererseits.

In fünf empirischen Kapiteln zeigt Thelen, dass Sorgepraktiken sich häufig nicht einfach dem privaten oder dem öffentlichen Bereich zuordnen lassen, sondern dass es vielfältige Verschränkungen zwischen beiden Sphären gibt. Zwei Kapitel nehmen private Schauplätze zum Ausgangspunkt: Verwandtschaftsbeziehungen zwischen

Ost- und Westdeutschland vor der Wende, die durch „Westpakete“ aufrecht erhalten wurden, und familiäre Kinderbetreuung durch Großväter nach der Wende. Thelen argumentiert, dass familiäre Sorgepraktiken und Verwandtschaftsbindungen durch politische Einflussnahme strukturiert werden. Sie erläutert beispielsweise, dass staatliche Kampagnen in der BRD darauf abzielten, die materielle Unterstützung von in der DDR lebenden Familienmitgliedern zu fördern, um emotionale Verbundenheit herzustellen und die Idee eines geeinten Deutschlands zu stärken. Die so geschaffenen Beziehungen waren jedoch keineswegs konfliktfrei, sondern brachten ambivalente Gefühle auf beiden Seiten mit sich. Drei weitere Kapitel betrachten Sorgepraktiken im öffentlichen Bereich: am Arbeitsplatz, in der betrieblichen Seniorenbetreuung und in einem gemeinnützigen Verein. Auch hier verweist Thelen darauf, dass Care-Beziehungen häufig quer zu den sozialwissenschaftlichen Analysekategorien liegen. Anhand ihrer Interviews beschreibt sie beispielsweise, auf welche Weise im DDR-Sozialismus bedeutsame Bindungen am Arbeitsplatz geschaffen wurden, die eine gegenseitige emotionale und materielle Unterstützung zwischen Kolleg_innen und auch zwischen Vorgesetzten und Mitarbeiter_innen ermöglichten. Dafür waren gewachsene normative und strukturelle Bedingungen notwendig, die im Rahmen von ökonomischen Umstrukturierungen nach der Wende wegfielen. Das Buch stellt historische und gegenwärtige Praktiken und Strukturen von Sorge/Care dar und zeigt, wie diese die Dichotomie von Öffentlich und Privat unterlaufen: Care in Familien wird durch staatliche Regulation gerahmt, während Beziehungen am Arbeitsplatz, im Betrieb und im Verein durch Praktiken der Sorge und Zuwendung (mit)geprägt sein können. Leider wird die Lesbarkeit dieser inhaltlich spannenden Studie durch Schreib- und Satzbaufehler stellenweise stark erschwert. Ein Lektorat hätte dem Buch gutgetan.

Tatjana Thelen, 2014: Care/Sorge. Konstruktion, Reproduktion und Auflösung bedeutsamer Bindungen. Bielefeld: transcript. 298 S., ISBN 978-3-8376-2562-2.

Ulrike Busch, Daphne Hahn (Hg.)

Abtreibung. Diskurse und Tendenzen

KIRSTEN ACHELNIK

Die aktuelle deutsche Abtreibungsgesetzgebung wird in diesem Jahr 20 Jahre alt. Nach der Gesetzesreform, die wegen des Beitritts der DDR zur BRD nötig geworden war, blieb es lange still um das Thema. Für die Frauen im Westen war mit der

Fristenregelung einiges einfacher geworden. Die Frauen im Osten hatten zwar gegen eine Pflicht, sich vor einem Abbruch beraten zu lassen, gekämpft, nach dem Inkrafttreten dieser Regelung hatten sie jedoch andere, ökonomischere Probleme. Diskussionen um Schwangerschaftsabbrüche fanden lange nur noch in professionalisierten Fachkreisen oder im privaten Umfeld statt, wenn eine Entscheidung anstand. Selbst vielen Feministinnen war die Problematik nicht mehr bewusst. Erst am Ende der Nuller-Jahre tauchte das Thema wieder auf: Proteste gegen Märsche von sog. Lebensschützern und die Verschärfung des Schwangerschaftskonfliktgesetzes 2010 brachten alte und neue Konflikte an die Oberfläche. Die publizistische Aktivität dazu lag allerdings weiterhin nahezu brach. Der von *Ulrike Busch* und *Daphne Hahn* herausgegebene Sammelband will zum einen diese Lücke schließen und sich zum anderen als Standardwerk zu dem Thema anbieten.

Das Buch ist in drei Schwerpunkte unterteilt. Der erste Teil ist mit „Diskurse, Kontexte und Zeitbezüge“ überschrieben, im zweiten Teil beschäftigen sich die Autor_innen mit den ethischen und juristischen Dimensionen des Themas und im dritten Teil werden verschiedene Perspektiven relevanter Akteure näher betrachtet. Die Beiträge beleuchten das Thema aus soziologischer, politikwissenschaftlicher, ethischer, sozialpädagogischer, juristischer und historischer Perspektive. Einzelne Beiträge befassen sich auch mit internationalen Aspekten, größtenteils richtet sich der Blick jedoch auf die Verhältnisse in Deutschland. Damit deckt der Sammelband ein weites Spektrum an möglichen Zugängen zum Thema ab.

Abtreibung ist in Deutschland immer noch rechtswidrig, nach einer Beratung bleibt sie aber innerhalb der ersten 12 Wochen einer Schwangerschaft straffrei. Diese Konstruktion soll dafür sorgen, dass die „grundsätzliche Gebärpflicht“ nicht gegen die Frau, sondern mit ihr durchgesetzt wird. In die damit verbundenen komplizierten Rechtskonstruktionen und moralischen Implikationen sowie in die daraus folgenden komplexen Beratungsregelungen geben mehrere Texte Einblick. Dabei sind besonders die Artikel interessant, die konkrete Reflektionen verschiedener Berufsgruppen beinhalten wie jener von *Jutta Franz* zur Beratungsregelung oder von *Christine Czyan* und *Ines Thonke* zum ärztlichen Handeln.

Die Herausgeberinnen sowie die meisten Autor_innen nehmen eine „vom Menschenrecht auf sexuelle und reproduktive Gesundheit und Selbstbestimmung“ (7) ausgehende Perspektive ein, stehen also auf einem klaren „pro choice“-Standpunkt. Dies entspricht auch der engen Verbindung zum Familienplanungs- und Beratungsverband Pro Familia: Die Herausgeberinnen sind dort in Vorstandsfunktionen tätig, die Stiftung des Bundesverbandes hat das Buch finanziell gefördert.

In der Einleitung wird der Sammelband als „Debattenbuch“ (10) bezeichnet. Dies ist er allerdings nur bedingt: Gemeint ist hier nicht, dass Beiträgen verschiedener Richtungen Raum gegeben wird, ihre Argumente zu entfalten. Vielmehr will das Buch aus einer bestimmten, eben einer menschenrechtlichen und Selbstbestimmung-Perspektive in die Debatte intervenieren. Schwangerschaftsabbrüche in diesem Fokus zu sehen, bedeutet, das Recht von Frauen auf Gesundheit, Würde,

Wissen, auf Achtung ihres Privatlebens sowie ihre Persönlichkeitsrechte zu betonen. Wenn ein von einer Schwangeren gewünschter Abbruch aus strafrechtlichen, religiösen oder ethischen Gründen nicht möglich ist oder auch nur ihre Entscheidung in Frage gestellt wird, stellt dies demnach eine Diskriminierung im rechtlichen Sinne dar.

Es ist legitim, in der neu entflammten Debatte um Abtreibung Pflöcke im Interesse einer gewissen Strömung einschlagen zu wollen. Dass mit dieser Stoßrichtung bestimmte feministische Strömungen ignoriert bzw. diskreditiert werden, ist für Außenstehende allerdings nicht einfach zu erkennen. Wenngleich Busch in ihrem Beitrag betont, dass es „(v)or allem (...) wichtig (ist), die dem Thema inhärenten Spannungen anzunehmen, statt sie zu verdrängen“ (32), wird dieser Anspruch nicht eingelöst. Die Frage, „warum zu einem bestimmten Zeitpunkt bestimmte Ansätze und Menschenbilder in der Forschung auftauchten und favorisiert wurden, während andere Fragen und Perspektiven keine Beachtung fanden“ (64), die *Cornelia Helfferich* wissenschaftsgeschichtlich in Bezug auf verschiedenen Studien zu Schwangerschaftsabbrüchen stellt, lässt sich so ebenfalls auf den Sammelband selbst anwenden.

In den aktuellen feministischen Mobilisierungen gegen „Lebensschützer“ beschäftigen sich junge Feminist_innen oft erstmals wieder mit dem Thema Abtreibung. Auch mehrere Beiträge des Bandes warnen vor den Gefahren einer zunehmenden „Retraditionalisierung“ und „Moralisierung“ von Abbruchsentscheidungen (13). Daher ist es umso bedauerlicher, dass dieses Phänomen keinen systematischen Eingang in das Buch gefunden hat.

Das sicher am kontroversesten diskutierte Thema in diesen Protesten ist das Problem der selektiven Abtreibungen nach pränataler Diagnostik (PND). Während die Ausweitung von PND von vielen Feministinnen als Erweiterung der Entscheidungsmöglichkeiten von Schwangeren verstanden wird, kritisieren andere die damit verbundene Verantwortungsübertragung an Schwangere für die ‚Qualität‘ ihres Nachwuchses, eine von der einzelnen Frau nicht zu überblickende ‚Entscheidungsspirale‘ bei auffälligen Befunden sowie eine Stigmatisierung von Menschen mit Behinderungen als ‚vermeidbar‘. In diesem Kontext werden auch Debatten um die Sinnhaftigkeit des Selbstbestimmungs-Begriffes und um eine differenzierte, über Liberalisierungsvorstellungen hinausgehende Verwendung desselben geführt. Diese Problematik und feministische Perspektiven, die die Wichtigkeit gerade solcher Diskurse immer wieder betonen, werden zwar in einzelnen Beiträgen erwähnt, jedoch immer nur in Abgrenzung. Deutlich wird, dass es für die Herausgeberinnen und Autor_innen eben nicht zum Kern der Diskurse gehört, sondern wie *Katja Krolzik-Matthei* schreibt, eine Verlagerung von „Konfrontation und Engagement nach innen“ (112) darstellt, die vermieden werden sollte.

Andere Rezensionen zu diesem Buch sind bisher positiv bis überschwänglich begeistert ausgefallen. Es wird mit Attributen wie „fundiert“, „gründlich“ oder „umfassend“ gelobt. Leider zu Unrecht: Es ist zwar richtig, dass das Thema Abtreibung

wissenschaftlich, politisch und publizistisch lange vernachlässigt wurde. Dieser Sammelband taugt allerdings nicht zum neuen Standardwerk.

Ulrike Busch, Daphne, Hahn (Hg.), 2014: Abtreibung. Diskurse und Tendenzen. Bielefeld: transcript. 330 S., ISBN 978-3-8376-2602-5.

Marion Kamphans

Zwischen Überzeugung und Legitimation. Gender Mainstreaming in Hochschule und Wissenschaft

HEIKE KAHLERT

Gut 15 Jahre ist es her, seit Gender Mainstreaming mit In-Kraft-Treten des Amsterdamer Vertrags zum 1. Mai 1999 für alle EU-Mitgliedstaaten verbindlich und zur Grundlage der Gleichstellungspolitik der EU wurde. Inzwischen liegt eine unüberschaubare Flut an Publikationen zu Gender Mainstreaming vor. Untersuchungen zur Umsetzung in der politischen und/oder organisationalen Praxis sind jedoch rar. Dies gilt insbesondere für Hochschule und Forschung, die als Teil des öffentlichen Sektors zwar zu Gender Mainstreaming verpflichtet sind, sich aber angesichts der ihnen zugrunde liegenden meritokratischen Leitidee zögerlich gegenüber der Umsetzung jeglicher Gleichstellungspolitik zeigen.

Marion Kamphans legt mit ihrer Dissertation eine empirische Untersuchung zur Umsetzung von Gender Mainstreaming in Forschungseinrichtungen vor. Ziel ist, „Erkenntnisse darüber zu gewinnen, wie Hochschulakteurinnen und -akteure sich zu dem Gender Mainstreaming-Konzept positionieren, wie sie es bewerten, ob und inwiefern sie es in ihren Arbeitsbereichen in Hochschule und Wissenschaft umsetzen und inwieweit dies mit ihrer Positionierung in der Hochschulhierarchie zusammenhängt“ (22). Von Interesse sei auch, Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ausprägungen von Geschlechter-Wissen und der Implementierung von Gender Mainstreaming/Gleichstellung zu beschreiben. Als Analysefokus wählt die Verfasserin eine akteurszentrierte Perspektive, um den Blick auf den subjektiven Sinn zu weiten und die Wahrnehmung und das Handeln von Akteurinnen und Akteuren zu untersuchen. Die Studie ist in acht Kapitel gegliedert, einschließlich Einleitung (Kapitel 1) und Resümee mit Ausblick (Kapitel 8). Die Darstellung des Gender-Mainstreaming-Konzepts verdeutlicht, wie anspruchsvoll dessen Umsetzung in Forschung, Lehre und (Selbst-) Verwaltung ist (Kapitel 2). Danach wird der Forschungsstand zur Implementierung in Hochschule und Wissenschaft erörtert (Kapitel 3). Im Anschluss wird der mehr-

perspektivische Theorierahmen für das Verständnis kultureller Widerstände gegenüber Gender Mainstreaming entwickelt: Kamphans kombiniert die strukturalistische Sichtweise Pierre Bourdieus auf das soziale Feld der Hochschule mit der organisationssoziologischen Perspektive neo-institutionalistischer Ansätze und (de-)konstruktivistischen Konzepten der Frauen- und Geschlechterforschung (Kapitel 4). Es folgen Ausführungen zu den verwendeten Erhebungs- und Auswertungsmethoden (Kapitel 5). Als empirische Grundlage der Studie dienen 26 leitfadengestützte Interviews mit Personen, die in Lehre, Forschung und Management an Hochschulen arbeiten – Näheres etwa hinsichtlich Art, Größe und Alter dieser Hochschulen erfährt man nicht – und für die Implementierung von Gender Mainstreaming verantwortlich zeichnen.

Das Herzstück bildet die empirische Typologie der Ablehnenden, Befürwortenden und Skeptischen (Kapitel 6), die in anschaulichen Fallanalysen ausführlich kontrastiv entfaltet wird (Kapitel 7). Es zeigt sich, dass diejenigen, die den Typen der Ablehnenden und Skeptischen zugeordnet werden können, überwiegend hohe Statuspositionen in der Hochschulhierarchie bekleiden, während die Befürwortenden eher untergeordnete Feldpositionen einnehmen. Dabei stellt sich der Umgang mit Gender Mainstreaming bzw. Gleichstellung allgemein als abhängig von den konkreten Legitimationsinteressen und -zusammenhängen der Hochschulakteurinnen und -akteure heraus. Bezeichnend, aber wenig verwunderlich ist, dass Kamphans eine Persistenz kultureller Widerstände gegenüber Gleichstellung feststellt. Eine über die traditionelle Gleichstellung hinausgehende Dynamik in der Veränderung der Geschlechterverhältnisse, wie sie durch Gender Mainstreaming herbeigeführt werden soll, lässt sich nicht belegen.

Dies mag auch daran liegen, dass die Interviews von Dezember 2003 bis Dezember 2004 geführt wurden. Reflexionen der Verfasserin, inwiefern die Interviews zehn Jahre später, unter dem Einfluss etwa der inzwischen etablierten Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des von Bund und Ländern verantworteten Professorinnenprogramms, gleich oder differently ausfallen könnten, sucht man leider vergeblich.

Dennoch bleibt festzuhalten: Unbestreitbares Verdienst der durchweg gut lesbaren Studie ist, dass sie den Blick auf die Einstellungen hochschulischer Akteurinnen und Akteure gegenüber der Geschlechtergleichstellung schärft und damit verdeutlicht, warum der gleichstellungsorientierte organisationale Wandel in Hochschule und Forschung nur langsam vorankommt. Dementsprechend schlussfolgert Kamphans, dass es weniger darum ginge, weitere Ideen für die Umsetzung von Gender Mainstreaming zu generieren, sondern „verbindlich und ernsthaft die Aufgabe einer tatsächlichen Implementierung anzugehen“ (259). Inwiefern dieser Appell an die Leitungspersonen in Hochschule und Wissenschaft, die Wissenschaftspolitik und die Förderinstitutionen Gehör findet, bleibt abzuwarten.

Marion Kamphans, 2014: Zwischen Überzeugung und Legitimation. Gender Mainstreaming in Hochschule und Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, 298 S., ISBN 978-3-658-06219-4.

Andreas Heilmann, Gabriele Jähnert, Falko Schnicke, Charlott Schönwetter, Mascha Vollhardt (Hg.)

Männlichkeit und Reproduktion. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen

STEFAN SULZENBACHER

Die feministische Erkenntnis, dass Geschlecht ebenso wenig allein ‚Frauen*sache‘ ist wie eine an Emanzipation interessierte Auseinandersetzung mit vergeschlechtlichten Diskriminierungen und Privilegierungen, kann als kleinster gemeinsamer Nenner dezidiert kritischer Beschäftigungen mit Männlichkeiten gelten. Seit dem Erscheinen der richtungsweisenden Studie zu *Masculinities* von R.W. Connell vor 20 Jahren erfahren entsprechende Perspektivierungen gerade aufgrund ihrer zunehmenden akademischen Institutionalisierung im genuin transdisziplinär ausgerichteten Forschungsbereich der Gender Studies eine stete Vervielfältigung. Die dabei entstehenden Interferenzen mit etablierten Disziplinen erweisen sich als überaus ergiebig, wenn es um das wissenschaftlich fundierte Aufzeigen sowie die notwendige Kritik der polymorphen Persistenz männlicher (Vor-)Herrschaft geht.

Mit „Männlichkeit und Reproduktion“ liegt nun ein Sammelband vor, dessen einzelne Beiträge die Heterogenität methodologischer Zugänge zum Thema Männlichkeit illustrieren, und der aufgrund seiner thematischen Fokussierung neue Impulse liefert. Besonders die von den Herausgeber_innen einleitend vorgeschlagene Öffnung und mehrdimensionale Verortung des Reproduktionsbegriffs – „sowohl bezogen auf den Bereich der Reproduktionsarbeit als auch auf die Selbstreproduktion von Männlichkeiten im (kollektiven) Handeln wie auf narrativer Ebene“ (10) – erlaubt es, die „inter- und transdisziplinären Erkundungen der historischen, sozialen und kulturellen Konstitution, Konstruktion und Transformation von Männlichkeiten“ (9) in einen zwar impliziten, jedoch vielversprechenden weiterführenden Dialog treten zu lassen. Die 17 Beiträge argumentieren aus kultur- wie sozialwissenschaftlichen Perspektiven und greifen auf soziologische, literatur-, geschichts- und medienwissenschaftliche Analyseinstrumente zurück. Der interdisziplinäre Anspruch des Bandes wird auch in der vierteiligen Gliederung evident, die sich weniger entlang disziplinärer Grenzen orientiert, als vielmehr jeweils bestimmte Formationen des Nexus von Männlichkeit und Reproduktion thematisiert.

Der erste Abschnitt fragt „nach den literarischen und kulturellen Repräsentationen von Männlichkeit im Zusammenhang mit Reproduktion“ (11). So geht *Ulrike Vedder* der Figur des männlichen Junggesellen in Literatur und Wissenschaften des 19. Jahrhunderts nach. Anhand der Beispiele von Wilhelm Heinrich Riehl und Adalbert Stifter erörtert sie die Ambivalenz dieser Figur, die es erlaubt, „mit der Gleichzeitigkeit ihrer Positionierung innerhalb einer Genealogie und außerhalb der familialen

oder bürgerlichen Ordnung zu spielen“ (48). Tatsächlich wurde der Junggeselle in normalisierenden Diskursen pathologisiert und zur Verkörperung von Abweichung, Dekadenz und Degeneration. Wie Vedder eindrücklich herausarbeitet, ist es die Vielfalt der Imaginationen des Junggesellen als devianter Figur, die ihn zu einem ergiebigen Einstiegspunkt für Analysen wissenschaftlicher und kultureller Debatten um Männlichkeit, Reproduktion, Familie, Genealogie und Vererbung im 19. Jahrhundert machen.

Im umfangreichsten zweiten Block wird das Verhältnis von (neuer) Männlichkeit und Reproduktionsarbeit vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen Krisenhaftigkeit ausgeleuchtet. *Andreas Heilmann* eröffnet den Abschnitt, indem er die im akademischen Diskurs häufig getrennt diskutierten Dynamiken der Männlichkeitskrise und Reproduktionskrise aus einer kombinierten arbeits- und geschlechtersoziologischen Perspektive „als strukturell zusammenhängende“ (101) ausweist und damit auch einen gesellschaftstheoretischen Anspruch formuliert. Gerade aufgrund dieses von ihm unter Rekurs auf zahlreiche soziologische Studien herausgearbeiteten Zusammenhangs erhält seine Diagnose eines Reproduktionsdilemmas von Männlichkeit Plausibilität, wonach die (individuelle) Reproduktion männlicher Lebens- und Lohnarbeitskraft immer weniger mit der (institutionellen) Reproduktion männlicher Dominanz im binären Geschlechterverhältnis kompatibel scheint. Ob das emanzipatorische Potential dieser Widerspruchskonstellation zur Entfaltung gebracht werden kann, ist – so Heilmanns Resümee – noch offen und hängt von politischen Machtverhältnissen und den Handlungsstrategien der beteiligten Akteur_innen ab.

Anhand verschiedener historischer Beispiele untersucht das dritte Segment kollektive Männlichkeitsreproduktionen als notwendige Ergänzungen und Rahmungen individueller Reproduktionen von Männlichkeit. *Falko Schnicke* analysiert das historische Seminar als zentrales, wenn auch komplexes Element der Vermännlichung der deutschen Geschichtswissenschaft im späten 18. und 19. Jahrhundert. Er unterscheidet dabei vier Reproduktionsweisen sowohl der männlichen Disziplin als auch der Männlichkeit des Historikers: die Organisation von Methodenstudien in homosozialen Gruppen, sexualisierte Verwandtschaftsmetaphoriken des Lehrer-Schüler-Verhältnisses, die rituelle Reproduktion der Historiker-Männlichkeit auf Seminarfesten sowie die Bildästhetik öffentlicher Historikerportraits. Hinsichtlich der übergeordneten Frage des Bandes lautet sein Fazit, „dass der Reproduktion von Männlichkeit logisch ein Akt ihrer Produktion vorausgehen muss und historisch vorausgegangen ist“ (229).

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich schließlich mit der Reproduktion von Männlichkeit im Internet und in neuen Medien. Die schwulen Dating-Portale GayRomeo und Grindr werden von *Katrin Köppert* aus transdisziplinärer Perspektive „der historischen Kultur- und Geschlechterwissenschaft, der Feminist Science und Media-Technology Studies sowie Queer Theory“ (331) in den Blick genommen. Reproduktive Männlichkeit wird von ihr entlang des Narrativs der Fortpflanzung des männlichen und westlichen Geistes thematisiert und hinsichtlich des mikropoli-

tischen, queeren Potentials von Affekten für die „*mixed reality* des Online-Offline-Sexes“ (FN14, 331) befragt.

Als Teil der Reihe „Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen“ stellt der Band insgesamt zwar kulturwissenschaftliche Perspektivierungen ins Zentrum, jedoch zeichnen sich die Analysen durch ihren expliziten Einbezug der jeweiligen historischen und sozialen Kontexte aus und tragen somit zum gelungenen inter- und transdisziplinären Vorhaben des Bandes bei. Trotz der – auch von den Herausgeber_innen selbstkritisch eingeräumten – Abwesenheit von dezidierten Beiträgen zu Trans- und rassifizierten Männlichkeiten ist der Band uneingeschränkt zur Lektüre zu empfehlen und stellt einen wichtigen Beitrag für eine kritische Perspektive auf Männlichkeiten dar.

Andreas Heilmann, Gabriele Jähnert, Falko Schnicke, Charlott Schönwetter, Mascha Vollhardt (Hg.), 2015: Männlichkeit und Reproduktion. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen. Wiesbaden: Springer VS. 356 S., ISBN 978-3-658-03983-7.